

AIDS

# Risikofaktor Ehe



Keine Randerscheinung: Im westkenianischen Homa Bay ist jeder vierte HIV-positiv. (Foto: woxx)

**Drei Viertel aller HIV-Infizierten weltweit leben in Afrika, rund zehn Prozent davon in Kenia. Ärzte ohne Grenzen behandeln Betroffene dort bereits seit acht Jahren kostenlos.**

"4.606", ruft Sozialarbeiterin Jane Anyango Silvester. Eine junge, sehr schlanke Frau steht schüchtern auf - fast so, als habe man ihren Namen gerufen und könnte sie plötzlich wahrnehmen. Sie hält einen Säugling im Arm. Ein neuer Patient nimmt auf ihrem Sitz im überfüllten Wartezimmer des Behandlungszentrums Platz: Nummer 64 - einer der ersten PatientInnen der HIV-Klinik. Sechs Wochen hat die Kenianerin auf diesen Beratungstermin gewartet. Nach ihr stehen mittlerweile schon 700 neue Nummern im Terminkalender der Ärzte ohne Grenzen im westkenianischen Homa Bay.

Vor acht Jahren hat die Humanitäre Hilfsorganisation hier am Victoria See, der Grenze zu Tansania, ihr Projekt zur Bekämpfung von HIV begonnen. Mehr als 5.000 Menschen haben sich dort bereits auf HIV testen lassen, 64 Prozent davon Frauen.

Homa Bay ist eine der ärmsten und am dichtest bevölkerten Regionen Kenias. 70 Prozent der rund 800.000 Menschen leben von weniger als einem US-Dollar pro Tag. Und es ist eine der Regionen mit einer sehr hohen Zahl an HIV-Infizierten: rund 25 Prozent. Bezogen auf ganz Kenia liegt die Zahl dagegen nur bei rund neun Prozent.

Jane Anyango Silvester führt die junge Kenianerin in einen der drei Beratungsräume. Es ist ein schmaler, schlauchförmiger Raum mit kleinem vergittertem Fenster. Mewa\* drückt ihre sechs Monate alte Tochter an sich. "In welcher Sprache soll ich dich beraten", fragt die Sozialarbeiterin. An diesem Tag ist es bereits ihr 15. Gespräch und es ist erst früher Nachmittag üblich sind zehn.

Die Patientin kommt aus Homa Bay und gehört zum dort lebenden Volksstamm der Luos. Jane Anyango Silvester spricht mit ihr daher

in ihrer Muttersprache Luo. Es sei sehr wichtig, dass sie alles ganz genau verstünde, was sie ihr über HIV und die Behandlung erzähle. Denn beim nächsten Besuch will die Sozialarbeiterin Mewas Wissen testen. "Erst wenn die Patienten über alles voll im Bilde sind und alle opportunistischen Infektionen behandelt sind, bekommen sie ihre ersten Medikamente. Das bedeutet bei uns beim vierten Termin." Mit dem letzten Wort geht das Licht aus. Stromausfall.

Rund 1.400 PatientInnen bekommen bei den Ärzten ohne Grenzen in Homa Bay heute eine kostenlose, so genannte antiretrovirale Therapie. In ganz Kenia werden heute rund 18.000 Menschen mit Aids behandelt, durch das Gesundheitsministerium bislang rund 2.000 - allerdings nicht kostenlos. Die PatientInnen müssen im Monat durchschnittlich 13 US-Dollar der Behandlungskosten selber tragen. Ärzte ohne Grenzen lehnen das ab - zumindest bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Menschen durch die Therapie gestärkt sind und eine Möglichkeit gefunden haben, wieder Geld zu verdienen. Als humanitäre Hilfsorganisation können sie jedoch nicht für immer in Homa Bay bleiben. Langfristig müssen sie das Projekt an das Gesundheitsministerium übergeben.

## Lange Gespräche über HIV

Die Sozialarbeiterin schlägt die erste von neun Seiten einer Infomappe auf. Eine Aufnahme von HI-Viren unter einem Elektronenmikroskop. "Der Virus tötet die CD4-Zellen im Körper", erklärt sie Mewa. Wenn der CD4-Wert unter 200 fällt, werden die Infizierten von den Ärzten ohne Grenzen behandelt. Mewa hat diese Schwelle bereits überschritten. Sie hat wie 76 Prozent aller PatientInnen in Homa Bay bereits das dritte von vier Krankheitsstadien erreicht.

Jane Anyango Silvester erklärt ihr alles sehr ausführ-

lich, was es für Nebenwirkungen gibt und wie sich das Leben der Menschen wieder verbessert. Und immer wieder bittet sie Mewa nachzufragen. Ermuntert durch die Sozialarbeiterin sagt die junge Kenianerin ganz leise, was sie bedrückt: "Dort, wo ich wohne, ist es sehr trocken. Ich könnte jetzt aufhören, dem Baby die Brust zu geben. Dann könnte es sich bei mir auch nicht mehr anstecken. Aber ich habe nichts zu essen. Was soll ich tun?"

Sie wippt mit dem linken Bein, auf dem ihr Töchterchen liegt, auf und ab. Das einzige Geräusch, das unter der grünen Decke hervor kommt, stammt von einem Schluckauf: "Hicks". Mewas größte Sorge gilt ihren fünf Kindern, um die sich der Vater kaum noch kümmert. Er lebt heute bei seiner Zweitfrau, weil die 26-Jährige auf geschützten Sex besteht, seit sie weiß, dass sie HIV-positiv ist. Grund ihr Immunsystem ist jetzt geschwächt und damit auch anfällig für andere Geschlechtskrankheiten. "Auch die Zweitfrau hat HIV. Sie hat sich hier testen lassen. Aber der Mann weigert sich", erzählt die Sozialarbeiterin.

Polygamie und die patriarchalischen Familienstrukturen seien für die Übertragung von HIV in Kenia ebenso mitverantwortlich wie eine nur langsam schwindende Diskriminierung der Infizierten. Ein weiteres Problem sind die Transportkosten. Viele könnten sich den Bus zur Klinik nicht leisten, erzählt die Sozialarbeiterin. Die Menschen liefen daher bis zu zwölf Stunden. Damit die Armen auch wirklich die Möglichkeit einer Behandlung nutzen können, hat die humanitäre Hilfsorganisation vor einem Jahr begonnen, das Projekt langsam zu dezentralisieren. Heute gibt es drei Außenstellen, an denen bislang aber nur langjährige PatientInnen betreut werden.

Aber Mewa hat noch Glück. Sie lebt ganz in der Nähe, direkt am Victoria See. Kleine Fische, Bohnen, Avocados

und Früchte gäbe es überall, sagt Jane Anyango Silvester. Die soll Mewa in Zukunft für ihre Tochter zu einem Brei verarbeiten.

## HIV-Infizierte unerkannt

Das Licht geht wieder an. Die Sozialarbeiterin klappt die letzte Seite der Infomappe um. Ein Foto mit fünf lächelnden Menschen ist dort zu sehen. "Wer von ihnen hat HIV?", fragt die Mitarbeiterin der Ärzte ohne Grenzen. Mewa guckt skeptisch. Ihre Tochter ist mittlerweile eingeschlafen. Die junge Frau kann auf dem Bild niemanden erkennen, der krank genug aussähe. "Alle", erklärt die Sozialarbeiterin. Und alle würden behandelt. Die Überzeugungsmethode wirkt.

Ärzte ohne Grenzen behandeln die Menschen primär mit Generika (Nachahmemedikamente). Die Kombipräparate kosten sie im Monat durchschnittlich 24 US-Dollar für eine Patientin, der rund 60 Kilogramm wiegt. Sie können die Menschen nicht heilen, aber die Zahl der HI-Viren im Körper senken und damit das Leben der Infizierten verlängern und ihr Immunsystem soweit stärken, dass sie in der Regel wieder arbeiten können.

Nach einer guten halben Stunde verlässt Mewa den Beratungsraum - ein paar Infobroschüren in der Hand. Im Hof wartet Nummer 64. Die elf Kilometer zur HIV-Klinik ist er gelaufen. Er sieht schon sehr alt aus, aber fit. Der 46-Jährige hat durch die Therapie sehr viel Energie gewonnen. Vor einem halben Jahr hat er mit den Ärzten ohne Grenzen die erste Selbsthilfegruppe im Bezirk Homa Bay gegründet.

Stephanie Zeiler

\* Name von der Redaktion geändert

# Geld allein, hilft nicht

(sz) - "Kondome sind nicht die optimale Lösung", sagte Yoweri Museveni am vergangenen Montag auf der Welt-Aids-Konferenz in Bangkok. Im Kampf gegen Aids seien liebevolle Beziehungen von Mann und Frau von entscheidender Bedeutung. Mit seiner provokanten These brachte Ugandas Präsident die Mehrheit der rund 20.000 WissenschaftlerInnen, Aids-PatientInnen und PolitikerInnen gegen sich auf. Sie verwiesen auf Thailand, ein Land, in dem die HIV-Rate durch die Verwendung von Kondomen in der Sexindustrie und Prostitution um das Siebenfache gesenkt wurde.

"Enthaltsamkeit ist keine Option, wenn die Frau vom Mann abhängig ist. Treue nutzt nichts, wenn sich der Mann nicht auch daran hält. Und Kondome bleiben wirkungslos, wenn die Frauen sie nicht erzwingen können", kritisierte Thoraya Obaid, Chefins des Uno-Bevölkerungsfonds, gleich alle drei, der weltweit propagierten Konzepte ("ABC": abstinence, being faithful, use condoms). Die einzige wirkliche Hilfe liege in einer nachhaltigen Stärkung der Rechte der Frauen. Mittlerweile ist laut UN fast die Hälfte aller HIV-Infizierten weiblich, 1985 waren es 35 Prozent. Armut zwingt viele in die Prostitution. Frauen werden bei ungeschütztem Sex etwa doppelt so leicht infiziert wie Männer.

Die US-Regierung versprach vergangenes Jahr 15 Milliarden Dollar zur Aidsbekämpfung in den 15 am schlimmsten betroffenen

Ländern bis 2008 - die höchste Summe, die je von einem Land im Kampf gegen die Immunschwäche-Krankheit gezahlt wurde. Lediglich bei neun Milliarden handelt es sich noch um eine neue Unterstützung, der Rest stammt aus umgeschichteten Subventionen. Zudem fließt ein Drittel ausschließlich in Programme, die Enthaltsamkeit vor der Ehe fordern. Es dürfen damit nur patentgeschützte Arzneien der US-Pharmaindustrie eingekauft werden. Eine Behandlung mit den Originalpräparaten kostet derzeit bis zu 4.000 Euro pro Jahr - mehr, als sich die meisten HIV-Infizierten auch nur entfernt leisten können. "Wie sollen die Menschen, die durch die US-Gelder eine Behandlung ermöglicht bekommen, diese nach 2008 finanzieren?", fragt Teresa Carney von Ärzten ohne Grenzen in Kenia.

Der weltweite Kampf gegen Aids wird immer teurer. In diesem Jahr sind bereits mehr als sieben Milliarden US-Dollar für die Abwehr der Krankheit nötig, 2007 sollen erund 20 Milliarden Dollar sein, schätzen Unids und der Globale Fonds zur Bekämpfung von Aids, Malaria und Tuberkulose, der den Großteil der staatlichen Spenden weltweit einnimmt, verwaltet und an die armen Länder auszahlt. Schon im nächsten Jahr drohe ein Fehlbetrag von rund sechs Milliarden Dollar, warnten Experten auf der Welt-Aids-Konferenz. Auch das ehrgeizige Ziel der Weltgesundheitsorganisation, bis Ende kommenden Jahres drei Millionen Infizierte in armen Staaten behandeln zu las-

sen, sei unerreichbar. In vielen Industrienationen fehlt die Bereitschaft, entschlossen gegen die Verbreitung von Aids in armen Ländern vorzugehen. Es stehen andere politische Themen im Vordergrund: Terrorismus, Irak-Krieg. So sind die Hauptadressaten, also Staats- und Regierungschefs der Industrieländer, auf der Konferenz wie üblich nicht anwesend. "Das Umfeld ist seit dem 11. September 2001 anders", sagt Christoph Benn, Vorstandsmitglied des Globalen Gesundheitsfonds. Immer wieder würde auf die knappen Kassen verwiesen.

Unterdessen warnt die Unids: "Wir müssen nicht nur mehr Ressourcen sammeln, sondern auch sicherstellen, dass sie vernünftig ausgegeben werden." Die Mehrzahl der sechs Millionen Menschen, bei denen die Krankheit bereits ausgebrochen ist, wartet bislang vergeblich auf wirksame Tabletten. "Nur sieben Prozent der Menschen in Ländern mit geringem oder mittlerem Einkommen, die antiretrovirale Behandlung brauchen, bekommen sie", so Unids. In den schwer betroffenen Ländern sterben zum Beispiel Lehrer und Krankenschwestern schneller, als neue ausgebildet werden können. "Die Krankheit kann ganze Regionen destabilisieren und die Wirtschaft aus dem Gleichgewicht bringen", erklärt Tobias Luppe, Mitarbeiter der Ärzte ohne Grenzen in Deutschland.